

Die Zelle Welt

Nr. 40

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1906

Ruzena Capek.

Erzählung von J. J. David.

(Fortsetzung)

Gehorchte ein Tier in seiner Unvernunft nicht augenblicklich, brach es die Reihe — oder versuchte es in eine Ecke einzudringen, oder sich im Kleeefeld zu verlaufen, das so üppig und gefährlich lockte, dann geriet der Wojtech in eine besinnungslose Wut. Dann schlug er, wohin es eben traf, und der Hirte wagte nichts mehr gegen ihn. So sehr fürchtete er sich selber vor dem hinterlistigen und gewalttätigen Dubeu.

Das aber kam auf und darum ließ man ihn nicht dabei. Ein Handwerk aber mochte er durchaus nicht lernen. Und, als ihn einmal der Herr Pfarrer, der obendrein Dechant war und sogar beim Fürstbischof etwas galt, eine väterliche Vermahnung hielt, was denn auf diese Weise mit dem Wojtech werden, und ob er durchaus zur Hölle fahren wollte, da stand er wie ein Stock und stierte ihn ohne alle Gegenrede sehr frech an. Und als sich der Herr Dechant in seiner Bestimmernis, denn es ging doch um eine gekaufte Seele, umsah, da stand der Dube immer noch, wo man ihn verlassen hatte, streckte die Zunge heraus, so lang es gehen wollte, und das Gewand des hochwürdigen Herrn war sehr hoch hinauf mit Kotklümpchen bespritzt. Darin hatte der Zunge eine Fertigkeit, das mit den bloßen Behen zu tun und ohne daß es einer merken konnte, der auf eine solche Niederträchtigkeit natürlich nicht gefaßt gewesen ist. So voll ausgepizter Schlechtigkeiten war der Wojtech von klein auf.

Er war wie ein Tier. Ganz ohne Scham oder Achtung vor einem, der nicht eben stärker war als er. Er witterte aus, wann und wo die Mädchen badeten, und trieb damit unerhörten Unfug. Und mit den Italienern machte er Bruderschaft. Sie paßten zueinander. Nun hatten sie gar einen, der ihnen jede Gelegenheit für Galgenstreiche ausspürte und verriet. Es läßt sich denken: gar nichts mehr im Ort war in alle Ewigkeit vor ihnen sicher. Natürlich kam bald alles, was sich begab, dem Wojtech aufs Kerbholz. Schlug man ihn, so warf er sich gern unter mörderischem Geheul flach auf den Boden, und er verstand es alsdann, Anfälle und Zukunungen zu heucheln, daß man erschrak und von ihm abließ. Gatten sich seine Bedränger aber erst entfernt, dann hörte man einen gelben Pfiff und der Wojtech verschwand mit einer unheimlichen Schnelligkeit, völlig munter und als wäre nichts geschehen.

Mit aller ihrer Mühe — nur ein dickes Fell haben sie ihm angeprügelt. Nun, und das kann

einer gebrauchen, wie er war. Nicht eine Stunde in seinem nichtsnutzigen Leben war er krank. Da war ein großes Kindersterben gewesen. Er sehnte keine Ansteckung. Er half dem Totengräber. Er trug die kleinen Leichen, um deren Genesung man gebetet, während man ihn jede Stunde nur verwünschte. Und ihm geschah nichts.

Damals traute er sich zuerst ins Wirtshaus. Mit seinem Gelde klinkernd, abgerissen, wie ein rechter Haderlak, sah er da und hatte keine kleine Meinung von sich. Man hatte Kerger über ihn. Nicht einer, der an diesem Tage in seinem Glas Bier oder in seinem Schnäpschen nicht ein giftiges Geschmäcklein verspürt hätte. Desto lieblicher ging es ihm ein. Er war fortan erwachsen. Und er brachte sich bald Kameraden mit, Galunken aus der ganzen Umgebung, die ihm zuliefen, ihn als Meister anerkannten und bewunderten und ihm bei allen Schlechtigkeiten halfen. Und mit Schelmenliedern voll Unzucht höhnten sie die allgemeine Trauer und lebten frech und sonder Gedanken in den Tag.

Es läßt sich somit denken, wie froh man war, als der Wojtech einrücken mußte. Man atmete auf, hoffte, seiner für immer ledig zu sein. Und nun war er doch wieder da, frecher denn je, und jeder erkannte ihn, da er mit seiner Lumpenfahne durch das Dorf schritt, und alle Glühnersteigen wurden gesperrt. Daß der Teufel doch niemals den holt, den er sollte! Das ist doch der Teufel! Eben der rechte Teufel!

Tut einer in jedem Sinne seine Pflicht, gegenüber den Seinigen, der Gemeinde und dem lieben Gott, dann heißt es: er ist so weit ein ordentlicher Mensch.

So weit. Denn gerade in solchen Stücken müssen die Leute nun einmal immer eine Einschränkung machen.

Damit ist die Sache aber auch endgültig abgetan. Und darin soll er, neben dem Lohn in sich, von dem auch noch niemand fett geworden ist, sein Genügen haben und finden.

Dreißt er aber rechten Unfug, macht er sich unlieb in jedem Sinne, dann bereden sie ihn des Langen und Breiten. Und sie wundern sich über ihn, seine Streiche und seine Einfälle.

Er kommt in den Mund aller Welt. Und statt sich zu schämen, daß er so gar nicht gut tun und arbeitsam seine Karre ziehen will für sein Kinderwägelchen voll loser Sachen, wird er,

wenn er sonst danach ist, immer eitler und hochmütiger davon, als wäre er was rechtes, statt doch nur ein ausgewachsener Lumpenkack zu sein.

Immer neue Nichtsnutzigkeiten heckt er aus. Ehe einem was Ordentliches einfällt, gar, ehe das ausgeführt ist, das braucht doch seine Zeit und will überlegt und festgemacht sein. Schlechtigkeiten aber schießen über Nacht auf, wie die Kesseln. Der sich an ihnen verbrennt, der schreit natürlich Beter und vermehrt so den Spaß dessen, der sie gesät hat.

Und die Weiber schielen nach ihm und tun als fürchten sie sich. Und damit hat er denn auch schon einen Vorteil über sie, wenn er ihnen dann einmal unversehens begegnet. Und sie tuscheln, wann er vorübergeht, und winken einander heimlich mit den Augen, in die vielleicht mancher brave Zunge sich rechtschaffen gern vergucken möchte. Und er versteht das zu deuten: und so gewinnt er's ihnen immer leichter ab und nutzt ihre Neugier und ihre Dummheit ohne jedes Gewissen. Denn er hat selber keine Scham in sich, und darin liegt immer etwas Ansteckendes.

Und mehr Zeit, hinter ihnen her zu sein oder ihnen auf Feldwegen aufzupassen, hat er auch, wie einer, der seine Arbeit tut und hernach so müd' ist, daß er Gott dankt, wenn er nur endlich seine Ruh' hat. Und hat er sie satt, so läßt er sie stehen — und was können sie ihm anhaben, wo sie sich doch hernach vor sich selber schämen müssen, daß sie sich mit so einem überhaupt eingelassen haben? Und wenn es auch scheint, als tät er etwas —, so ganz bei der Sache ist ein richtiger Tagedieb niemals, daß er sich daneben nicht noch etwas ausspintisieren könnte.

So haben sie den Wojtech Hermann viel zu bereden gehabt. Denn in der ganzen Zeit, die er fort war, hat er nichts von seinen Teufeleien verlernt und allerhand neue hat er sich ausgedonnen.

Wer nämlich Anlagen dafür hat, an dem bleibt immer etwas picken. Nicht anders, wie Fliegen an einer Leinwand, die, wenn sie recht voll ist, auch nicht eben einen lieblichen Anblick gewährt.

Natürlich hat er seine Kameradschaft mit den Italienern wieder angefangen. Denn einer, der was war oder auch nur was vorstellen wollte, der konnte sich mit diesem Habe- und Tauge nichts doch keineswegs abgeben. Mindestens nicht, wenn einer in der Nähe war, der es sehen konnte.

Im Kalkofen haben sie geschlafen. Und, wie abgerissen er war, dieses war dem Wojtech einerlei. Geessen hat er besser wie die Bauern. Denn er war ein richtiger Dieb und hat es gehalten wie der rote Fuchs. Der stiehlt auch niemals in der Nähe, nämlich dort nicht, wo er sein Loch hat; dort nimmt er keine Feder weg. Jenseits der Dorfgrenze aber hört alles Gemeingefühl auf und seinem Nachbar gönnt jeder neiblos einen Schaden. Hätt' er doch besser aufgepaßt! Und man reibt sich die Hände.

Schlechte Weisbilder gibt's immer und allenthalben. Und wenn sie nur ihren Spaß haben, so ist's ihnen gleich, wie oder mit wem. Und vor dem Gendarmen, dem sonst kein Steuerzahler den Respekt verweigert, vor dem hat dieser Galgenvogel gar keine Achtung gehabt.

Wenn ihm der gedroht hat, er wird schon auf ihm und seine Schliche passen, so hat der Wojtech gegrinst, bis ihm sein Maul um die ganze, breite Bisage gegangen ist, und hat gemeint, er soll lieber nicht damit seine Zeit verlieren. Denn er könne sich vielleicht derweilen ein schönes Stück Geld und Ehre verdienen, indem er die Mörder der Magdalena Hofmann finge, die man so jämmerlich umgebracht hat, ohne daß man bis heutigen Tages von den Tätern auch nur eine Ahnung hat. Entfernte sich der zornig, so spöttelte ihm der Wojtech nach, so eilig sei es nun wieder nicht. So in die Haut schlecht war der Herrmann.

Man hat auch oft der Muzena Capel von ihm und seinen Vübereien gesprochen.

Denn, weil sich das Frauenzimmer so sehr still hielt und man es allgemein geachtet hat, so hat man ihr zugetragen, was sich begeben hat, damit sie doch wisse, daß sie in der Gemeinschaft lebt und dazu gehört. Dafür bemüht man immer und überall am liebsten das Unangenehme.

Sie hat dann wohl zugehört, wie einer, der sich eben nicht helfen kann, der nicht unhöflich sein will und sich also lieber zwingt. Denn ohne dies hat man sie für sehr hochmühtig gehalten.

Hatte sie aber genug, und hatte die Erzählende ihren guten Trunk Kaffee getrunken, auf den die Muzena selber was hielt, und vom Kuchen, den die Capel so weiß buk, wie sonst niemand im Dorf, was natürlich jedesmal gebührend anerkannt und bewundert werden mußte, so viel in sich hineingelegt, daß nichts mehr Platz hatte, dann suchte die Muzena die Achseln und schürzte die Lippen so, daß man ihre spitzen Eckzähne sah, was sich sehr hoffärtig machte und jede Erörterung abhiß: „Laßt mich in Ruh' mit Eurem Wojtech. Er ist ein Haderlaff!“ und sie wendete sich zu ihrem armen Krüppel und streichelte ihn und tat ihm schön nach Kräften. Und dabei dachte niemand im ganzen Ort so viel an den Haderlaff, an den Herrmann, als eben die Muzena in ihrer stillen Art, die es nicht begriff, wie ein junger und kräftiger Mensch so dem Herrgott den Tag abstehlen und mit sich und seinen Gaben nichts zu beginnen wissen sollte. . . .

Es wäre alles gegangen und man hätte sich am Ende an den unbequemen Gast gewöhnt ohne seine verdammte Gemohnheit.

Er stichelte sehr gern. Und er hatte ein Maul von der Art, die man nach dem Tode erst noch extra einmal erschlagen muß. Sonst kriecht sie noch aus dem Grab heraus. Er muß um jeden Preis und gegen allen seinen Vorteil immer das letzte Wort haben.

Ordentlich wie ein Weib war er darin. Und um einen Einfall oder einen schlechten Wit war er niemals verlegen.

Gegen jeden, er mochte noch so ehrbar erscheinen, hat er was gewußt. In seiner vielen freien Zeit hat er sich's ausgedacht, womit er einen ärgern konnte. Und weil er gute und

überdies boshafte Augen im Kopf hatte, so hat er natürlich manches bemerkt, was ein anderer lieber übersehen oder vielleicht versteckt halten wollte.

Das war nicht anders, als hätte man einen Spizel im Dorf, vor dem nichts verborgen bleibt und der es lust da und dann austrant, wann's einem am allerwenigsten paßt. Und so plötzlich und immer vor Zeugen warf er's einem an den Kopf, daß man gar keine Antwort wußte, und nur völlig begossen dageessen ist. Das verdrießt und frißt an einem.

Ein einzelner aber hätte sich nicht an ihn getraut. Denn er war so stark, daß nur der lahme Petrasch mit ihm hätt' allein fertig werden können. Der hatte wohl auch eine Mut auf ihn, weil der Wojtech ihn einmal beim Moskätuscheln betrogen hatte, denn damit und mit Vieh doktoren, das er bei seinem Hirten angefangen und hernach beim Fuhrwesen angelernt hatte, gab er sich ab und verstand's über einem Eigener. Aber wo und wie hätte der Petrasch den Herrmann dem ertwischen sollen? Der war flink und vorsichtig wie sonst nur ein Marder.

Er hatte sich ein neues Gewand gekauft. Wie's ein richtiger Hannak trägt, also durchaus nicht wohlfeil. Was brauchte er Bauertracht, der doch kein Bauer war? Und wen hatt' er wieder um das Geld betrogen? Es stach natürlich vielen in die Augen, als er's am Samstagabend zum erstenmal in die Kneipe führte. Er war sehr gut aufgelegt und frecher und spottlustiger denn je.

Ein Bursch um den anderen begann, mit ihm zu häkeln, bekam seinen Trumpf und verlor sich. Erst freute er sich seines Sieges; langsam wurde ihm nicht ganz wohl dabei, als er endlich so ganz vereinsamt in der Schenkstube zurückblieb. Auch die Dauertrinker gingen, nachdem sie viel gewispelt und mit dem Daumen gedentelt. Am Ende lauerten sie auf ihn. Und gerade diesen Abend war niemand von seinen Gefellen da. Am liebsten hätt' er auf einer Bank übernachtet. Oder hätt' er nur die Magd gekannt, daß sie ihn bei sich versteckte! Aber leider Gottes — der Wirt hielt sehr auf Ordnung. So blieb er mindestens schuldig: kam er zu Schaden, so sollt' es wer anderer auch.

Draußen überfielen sie ihn. Den ersten Sieb, und der gab gleich aus, tat der lahme Petrasch. Sie schlugen ihn die ganze Dorfstraße entlang. Jeder Ausweg war ihm versperrt. Er wehrte sich, so gut er konnte: aber es waren diesmal doch zu viele über einem.

Alles wurde wach. Schlaftrunkene Gesichter erschienen an den Fenstern, drückten an den Scheiben die Nasen noch breiter, als sie ohnedies waren, und grinsten schadenfroh, ehe sie verschwanden, da sie sahen, was sich begab. Das war doch ein famoser Spaß! Und wenn sie ihn schon totschlugen: es war um ihn ja gewiß kein Schaden. Die Hunde rissen an ihren Ketten und heulten und jammerten in allen Tonarten. Denn am Himmel stand ohnedies der Vollmond, der sie immer rebellisch macht.

Das war wie ein toller Schattentanz im geisternden Licht. Da und dort bot sich eine Lücke. Er nutzte sie oder er überrannte einen einzelnen. An ein Entkommen aber war dennoch durchaus nicht zu denken. Er teilte aus und empfing zehnfach. Immer ängstlicher wurde ihm. Er schrie jämmerlich um Hilfe und erhöhte damit nur das Vergnügen seiner Verfolger. Und wenn er sich die Kehle wund zeterte, für ihn rührte sich sicherlich keine Hand. . . .

Es war eine richtige Saß. Erbarmungslos, wie sie nur Bauerngroll, der Zins zu Zins schlägt, veranstalten kann. Und sie ging eine gute Viertelstunde lang ohne Unterbrechung bis zum Hause der Muzena Capel. Dort schlug er hin. Der gab ihm noch einen Tritt, der einen letzten Streich. Er lag starr und steif da, mit

verglasten Augen, die im Mondlicht doppelt schrecklich glänzten und Schaum vor dem Munde. So fand ihn die Capel, die vom Lärmen natürlich auch wach geworden war.

Sie ließ ihn aufheben und zu sich ins Haus tragen. Er war völlig steif; sein Gesicht ganz mit Blut beronnen. Es brauchte lange Zeit, ehe er wieder zu sich kam und seinen ersten ordentlichen Schnaufertat. Der Muzena ward dabei im Innersten leichter: so, als hätt' sie einen Mord verhütet, der sich unter ihren Augen begeben wollte, oder mindestens ein schweres Unglück, das sie vordem einmal, als es ihr nicht gegangen war, nicht hatte verhindern können.

Dem Herrmann aber war sehr wohl. Er fühlte sich . . . Gott weiß, nach welcher Zeit wieder? . . . in einem ordentlichen Bett. Und eine weiche Hand wusch an seinen Wunden. Er richtete sich ein wenig auf und stöhnte mächtig; öffnete die verquollenen Augen und sah ein neues Gewand, mit dem er noch manches Mal Staat zu machen gehofft, das durchaus zerrissen. Ärger war, als das er von sich getan, weil er damit schon gar nicht mehr unter die Leute gehen konnte. Ein häßliches Grinsen ging über sein breites Gesicht: „Ach sag's immer. An ein Haderlaffen hätt' sich kein gutes Kleid. Er brennt's durch wie das Feuer.“ und er trat zurück und in eine neue schwere Thumacht.

Es war eine lange und mühsame Genesung. Wojtech Herrmann schien einen innerlichen Schaden genommen zu haben. Denn er hustete viel und hatte immerfort das Stechen in der Brust, vor dem sich Bauersleute am meisten fürchten.

Sah sie ihn so schwach und hilflos, der einmal mit seinen Streichen das ganze Dorf erfüllt und rebellisch gemacht, dann regte sich's mächtig in der Brust der Muzena. Die Neugierigkeit mit dem Geschick ihres Bruders, bei dem es nur leider so viel schlimmer ausgegangen war, erweckte in ihr das echtste, weibliche Mitleiden.

Auch vertrug sich der Lump mit dem Krüppel vortrefflich. Einträchtig saßen sie auf derselben Bank. Er führte den armen Willen zu Tische, fütterte ihn mit den besten Broden und leitete ihn hernach wieder an einen Platz, wo er's recht warm hatte, ohne daß er jemandem im Wege stand.

Wie ein Bruder war er zu ihm, wie ein leidenschaftiger Bruder. Er hatte sehr geschickte Finger. Und so erfand und schnitzte er denn Spielereien — eine Windmühle, die sich drehte, mit einer wirklichen Mücke, die zeitweise läutete und dem armen Krüppel tausend Spaß machte. Die Muzena erkannte das dankbar. Schon daß sie nicht immer um den Siechen sein mußte nicht in jeder Arbeit und jedem Gedanken durch die ewige Sorge um ihn und ob ihm in seiner Hilflosigkeit nicht etwas zustieße, gestört zu sein, lag für sie eine wesentliche Hilfe und eine große Veruhigung.

Und so verging der Winter dem Wojtech völlig wie im Himmel. Er hatt' es warm. Sein Tisch war gedeckt. Man war freundlich zu ihm. Denn man hatte sich mehr und mehr an ihn und seine Wunderlichkeiten gewöhnt, die er natürlich nicht so im Handumdrehen von sich tun konnte.

Zum Beispiel: es geschah ihm immer wieder, daß er sich wie ein anderer ordentlicher Mensch in seinem Bett niederlegte. Erwacht, fand er sich zu seiner großen Verwunderung im Stall oder im Heu, ohne Ahnung, wie er dahin gekommen sein könnte.

Aber um das Vieh nahm er sich mit einer großen Liebe an. Und das gedieh; darauf verstand er sich aus dem Grund. Niet er der Muzena zu Kauf oder Verkauf, es lohnte sich immer, und sie folgte ihm da bald blind und mit dem besten Vertrauen.

Auch erfand er Fallen, höchst sinnreich und von einer unerhörten Vortrefflichkeit gegen alle

Arten von Ungeziefer. Was ihm da alles nur einfiel und welche Geduld er hatte, bis sein Gedanke ganz in der Vollendung ins Leben getreten war, wie er sich ihn vorgestellt, das mußte man einfach bestaunen. Der Capet-Hof hatte Ruhe vor Mäusen und Ratten, und im Garten lebte keinerlei Gezielt mehr.

Da er doch niemals einen Kreuzer Geld hatte, so entfiel manche Versuchung für ihn. Seinen Tabak, sobald ihm der Doktor das Manchen erst wieder gestattet hatte, bekam er pünktlich jeden Sonntag für die ganze Woche. Den kaufte und mischte ihm die Nuzena selber, gut und reichlich, denn sie knickerte niemals.

Es hatte ein einziges Mal in der ganzen Zeit Verdruß gegeben. Nämlich: einmal hatte sich der Wojtech weggeschlichen. Da er heimkam machte er sich heimlich hinterm Stadel ein Feuer und arbeitete dort für sich und sehr vergnügt und es lief ihm dabei immer das Wasser im Munde zusammen. Zu Abend kam's heraus, was er getrieben hatte, denn er trug zwei Hühner und einen Hasen ganz stolz auf, die er gefangen und nach seiner Art zubereitet hatte. Die Nuzena fuhr auf. Das sei gestohlen, und sie leide weder Diebstahl noch einen Dieb unter ihrem Dach. Sie war eben eine ganz eigene Person.

Wojtech verzog sein Gesicht. Er bat: man möchte doch nur kosten, ob man was heraus-schmecke? Und die Sachen sahen wirklich verlockend aus, so sehr, daß der Krüppel mit einem Gurgellaut die Hand danach ausstreckte. Zum erstenmal stieß sie ihm die Nuzena weg. Der Wojtech murmelte, aber es blieb ihm nichts übrig: er mußte seinen Kram wieder zusammenpacken. Hinterm Stadel, eben da, wo er ihn so vergnügt und zufrieden hergerichtet, saß er damit und kränkte sich sehr. Und in lanter Mümmernis und Herzeleid aß er allein alles auf, was er bei sich hatte, nachdem es doch schade gewesen wäre, die gute Gottesgabe wegen anderer Unverstand vor die Hunde zu werfen. Weichadet hat ihm das Wahl nicht, so ausgiebig es war und obgleich er nicht einmal etwas bei sich hatte, es zu verschlemmen.

Was war das doch für ein Elend auf der Welt! Niemand begriff es einer, wie es der andere mit ihm meinte, und immer wollte er ihn anders haben. Ja, wenn das nur so leicht ginge, aus seiner Haut fahren, und wenn man nur vorher wissen könnte, wie einem die passen möchte, darein man schlüpfen soll. . . . Und auf diese Nuzena, an der nichts war, nur Knochen mit einer gelben Haut überzogen, auf die hatt' er eine rechtschaffene Wut. Warum hofmeisterte sie an ihm herum und gar, warum ließ er sich's gefallen? Das machte eben, er hatte ein dankbares Gemüt und war nicht so wie andere. Den wahren, den letzten Grund gestand er sich selbst nicht.

So ward es Frühjahr und die strengere Arbeit begann.

Der Wojtech tat mit. Aber, als er zum erstenmal die blaue Sämannschürze an sich hatte und die schöne, goldblanke Gerste, die so kühn und seidig durch die Finger rann, ausstrente in die fette, schwarze Erde, deren guter und kräftiger Geruch ihn umdampfte, sah er dennoch wie zweifelnd an sich nieder. Er gefiel sich nicht so ganz. Denn in eine wunderliche Maske, die so gar nicht zu ihm paßte und deren er sich abtun müsse, sowie die leiseste Möglichkeit dazu bestanden, schien er sich geraten.

Es war sehr früher Morgen und neblig. In den kahlen Geästen saßen die Saatkrähen und stießen krächzend und mit gespreizten Schnäbeln nieder in seine Stapfen, sowie er einen Schritt vorwärts tat; hinter ihm hüpfen Sperling und Schöpflerche, und zippten gierig, ob sie nichts ergattern könnten. Die Schwaden zogen träg; aber dahinter empfand man die Sonne. Aus jeder Furche quoll es weißlich auf,

bekroch das Erdreich wie befruchtend und verflatterte. Wojtech Hermann stapfte, immer mit der gleichen segnenden Handbewegung, über diesen Boden, an dem er doch nicht mehr Anteil hatte wie das gefiederte Geflügel hinter ihm.

Zu schwerer Arbeit, wie hinter dem Pflug, war er noch durchaus nicht zu gebrauchen. Da mußte denn die Nuzena achtgeben, daß er sich nicht übernahm. Denn er fühlte die Wiederkehr seiner Kräfte und war also, nicht einmal aus Arbeitseifer, nur zu geneigt, sich mehr zuzutrauen, als er schon vermochte. Einmal stemmte er sich gegen einen schweren Leiterwagen. Das Mädchen sprang herzu und schob ihn unwirsch und dennoch besorgt davon. Er sah sie mit einem eigenen Blick an: erstaunt, dankbar und dennoch frech. Sie hielt ihn mit finsternen Brauen aus. Hernach, in ihrer Kammer, wurde sie rot davor, wenn sie sich seiner erinnerte.

So sehr war man einander gewöhnt, daß keines dieser beiden mehr nach dem Rechtsitel des Zusammenseins fragte. Dem Wojtech war's, als hätt' er endlich seine Heimat gefunden. Und überflüssig war er hier nicht.

Im Dorfe aber hub sich ein Gerede. Und, wie das nun einmal ist, es wurde desto häßlicher und spitziger, als man eben diesem Mädchen bis dahin nicht das mindeste hatte nachsagen können, als sein Lebenswandel für manch eine ein Vorwurf war. Nun aber war die ganze Wahrheit aus Dicht gekommen; der Scheffel, darunter man sie versteckt, hatte selber Feuer gefangen. Sie war niemals besser gewesen als andere. Nur eben hinterlistiger und scheinheiliger. Alle Scham hatte sie von sich geworfen. Sie war sich eben gut genug, um es mit dem Haderlaken zu halten, dem schlechten Lumpen, von dem das letzte Mädel im Ort nichts hätte wissen wollen, und dem sie nun zubielt, um allen zu zeigen, wie so gar nichts ihr an ihnen liege, wie gleichgültig sie ihr waren — die schlechte und verworfene Person die!

Als der Nuzena Capet diese Redereien zuerst zu Ohren kamen — unmittelbar zugetragen natürlich, voll lebhaften Eifers und redlicher Besorgnis um ihre Ehre und verbrämt mit den schönsten Redensarten, wie niederträchtig, die Menschen seien, die sich nicht schämten, so etwas gegen sie in den Mund zu nehmen und es doch gewiß nicht einmal glaubten! — da lächelte sie, daß ihre Eckzähne spitz und blank schimmerten.

(Fortsetzung folgt.)

Wandlungen am Sternenhimmel.

Von J. Stern.

Nach allgemeiner Annahme beginnt der Frühling mit dem Eintritt der Sonne ins Sternbild des Widders, das denn auch deshalb in den Kalendern die zwölf Sternbilder des Tierkreises (Zodiakus) eröffnet. (Widder, Stier, Zwillinge, Krebs, Löwe, Jungfrau, Waage, Skorpion, Schütze, Steinbock, Wassermann, Fische.) Das ist jedoch ein Irrtum, der davon herrührt, daß — wie auch sonst vielfach — was früher zutraf auch noch später aufrecht erhalten wird, wenn es längst überholt ist. In Wirklichkeit erscheint die Sonne zu Beginn des Kalenderfrühlings im Zeichen der Fische, wie man sich überzeugen kann, wenn man beim Sonnenunter- oder -aufgang die Sterngruppe beobachtet, die mit der Sonne unter- und aufgeht. Diese „Unstimmigkeit“ hat ihren Grund darin, daß im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung der Frühlingsspunkt (der Stand zur Zeit der Frühlingstag- und Nachtgleiche) noch im Widder lag. Seitdem hat aber die Sonne den Krebsgang gemacht und damit haben sich selbstverständlich die Sternbilder aller Monate entsprechend verschoben, nämlich um eins rückwärts, also auch der Herbstpunkt und die beiden Wendekreise.

Die Rückwärtsbewegung ist natürlich bloß scheinbar gemeint, die lichtspendende Sonne ist keine Reaktionärin. Man nennt denn auch diese Bewegung passender das „Vorwärts (Präzession) der Nachtgleichen“ (abgekürzt statt Tag- und Nachtgleichen). Die Ursache liegt einerseits in der schiefen Stellung der Erdatmosphäre zu ihrer Bahn um die Sonne (Ekliptik), andererseits darin, daß die Erde keine vollkommene Kugel, sondern an den Polen abgeplattet ist. Die Anziehungskraft der Sonne bewirkt deshalb, daß die Erdatmosphäre ihre Lage gegen die Ekliptik ändert, sich aber nicht aufrichtet, sondern zur Seite wendet. Ohne Zuhilfenahme eines Himmelsglobus läßt sich die Sache jedoch nicht wohl verdeutlichen, weshalb hier nicht weiter darauf eingegangen werden soll.

Im Zusammenhang damit steht die weitere Erscheinung, daß unser Polarstern im Schwanz des kleinen Wären, der stets an demselben Punkt am Himmel beobachtet wird und um den das ganze Himmelsgewölbe mit sämtlichen Sternen in 24 Stunden sich zu bewegen scheint, weil er mit der Erdatmosphäre korrespondiert, ebenfalls nicht für alle Zeiten diese Würde behauptet. Nach etwa 13 000 Jahren z. B. wird die schöne Wega im Sternbild der Leier das holde Vis-a-vis unserer Erdatmosphäre sein. Erst nach diesem Doppelzeitraum, also nach rund 25 000 Jahren, wird unser Polarstern genau wieder da stehen, wo er heute steht; denn nach dieser Periode, das „große platonische Sommerjahr“ genannt, hat diese Bewegung ihren Umkreis zurückgelegt, um ihn wiederum zu durchwandern.

Schon die alten Babylonier kannten diese Verschiebungen und unterschieden nach ihnen verschiedene Weltären oder Neonen. Eine solche neue Weltära von rund 2300 Jahren beginnt immer, sobald der Frühlingsspunkt in ein neues Tierkreiszeichen tritt, und geht zu Ende, sobald er wieder aus ihm heraustritt. Wir befinden uns, im Sinne der alten Babylonier, in der Fischära. (S. Windler „Die Weltanschauung des alten Orients“. Vaentsch „Monotheismus.“)

In einer hochinteressanten Abhandlung in „Westermanns Monatsheften“ vom vorigen Jahrhundert über „Sinnbilder aus dem Formenschatz der bildenden Künste“ kam der vor einiger Zeit verstorbene bekannte Berliner Gelehrte Franz Neuleang auf diese Erscheinung zu sprechen und sagte: Häufig werde die Präzession der Nachtgleichen wie etwas Unbekanntes erwähnt, ohne daß aber das große Publikum von diesem merkwürdigen Vorgang etwas Näheres weiß. Er habe jedoch nicht allein praktische Bedeutung — namentlich muß er in den Seefahrtstafeln streng beachtet werden, weil er den Beobachtungen erst die sichere Unterlage gibt, die für die Berechnungen auf der weiten Wasserwüste unentbehrlich ist — er verbreitet auch Licht über manches kulturgeschichtliche Dunkel und enträtselt mancherlei Sinnbilder, die in der alten Welt Form gewonnen haben.

Neuleang selbst erschloß damit die Bedeutung assyrisch-babylonischer Kolosse, dergleichen sich im Britischen Museum befinden. Einen solchen Steinkoloss, nach der Keilschriftforschung K'rub genannt, aus dem Palaste des Assur-Nasir-pal, Königs von Assyrien (885—860), hat Layard 1847 ausgegraben; ein anderer aus dem Palaste Sargons II., gleichfalls Königs von Assyrien (721—705) in Korbabad, wurde 1849 von Rawlinson ausgegraben. Solche Gebilde, wovon die größeren eine Höhe von 5½ Meter haben, befanden sich nicht an Tempel-, sondern an Palasteingängen, wohl als gewaltige Hüterfiguren, die überall, wo man sich dem König nähern wollte, auf den Nahenden eindrucksgewaltig herabblähten, des Herrschers übermenschliche Macht versinnbildlichend. Ein solcher K'rub nun ist ein merkwürdiges Ding. Einer zeigt die Taten eines Löwen und zugleich den Leib eines Stiers, er hat Flügel eines

Ablers und den Kopf eines Menschen. Auch die anderen verbinden mit dem Menschenkopf Attribute des Stiers, des Löwen und des Adlers. Was soll dieses Gebilde bedeuten? Meuleaux wies einleuchtend nach, daß es die Vereinigung der vier Sternbilder darstellt, die in jener uralten Epoche, da noch die Frühlingsnachtgleiche im Stier eintrat, also gegen heute um zwei Sternbilder vorwärts lag, die vier Jahreszeiten markierten: der Stier den Frühling; der Löwe die Sommer Sonnenwende; an Stelle des giftigen Skorpions wurde der in dessen Nähe befindliche Adler als Sternbild der Herbstnachtgleiche gesetzt; der Menschenkopf bezeichnete den Wassermann, das damalige Sternbild der Winter Sonnenwende. Der Stier fehlt nicht, auch wenn der Löwenkeib gewählt ist, er tritt dann wenigstens mit den Hörnerpaaren in die Erscheinung, die sich an der Tiara auf dem Menschenhaupt hinaufwinden. So hat man die Anfänge der vier Jahreszeiten in ein phantastisches Gebilde zusammengezogen.

Diese Deutung hat übrigens schon vor Meuleaux Hr. Nork in seinem Lexikon gegeben.

Wie hoch bei den Mesopotamiern die Sternkunde in Ansehen stand, bezeugen zahlreiche Reste von Sternwarten und feilschriftliche Denkmäler. Die Gestirne, vor allem die Planeten, wurde von Amlts wegen beobachtet und darüber regelmäßig Bericht erstattet. Hiervon führt Meuleaux u. a. folgendes Beispiel an: „Dem König, meinem Herrn (Nurbanipal), Dein Diener Istar = Iddina, Obersternschauer von Arbela. Mögen Nebo, Merodach und Istar von Arbela dem König gnädig sein! Am 29. vorigen Monats stellten wir Beobachtungen an. Auf der Warte war Nebel, so daß wir den Mond nicht sehen konnten. Am 1. Sebat (Monatsname, den auch der jüdische Kalender noch hat und annähernd unserem Januar entspricht) des Jahres Belcharransadna (649 v. Ch.)“.

Offenbar war dieser Krub der Stammvater der hebräischen „Cherubim“, die im biblischen Schöpfungsmythos das Paradies bewachen und plastisch auf der Bundeslade in der Stiftshütte und später im Tempel angebracht waren. Auch in den Psalmen kommen sie vor, von Jahve heißt es: „er ritt auf dem Cherub“ (beim Gewitter), und in einem anderen wird er „der über Cherubim Thronende“ genannt.

Ohne Zweifel hat dieser Krub auch jene seltsame Vision des Propheten Hesekiel inspiriert, die dessen Buch eröffnet und die er am Fluß Chaboras in Mesopotamien gehabt haben will, wohin er mit anderen jüdischen Exulanten im Jahre 593 v. Chr. weggeführt ward. Auch hier erscheinen die vier Geschöpfe: Mensch, Löwe, Stier und Adler, jedoch getrennt, jedes einer anderen der vier Weltgegenden zugekehrt, als Träger des göttlichen Throns oder Gespann seines Wagens. Der Beisatz „voll Augen um und um“ weist deutlich auf Sterne, welche diese Sternbilder verkörpernden Gebilde zusammenlegen. Raffael hat mit diesem Sujet ein prachtvolles Gemälde geschaffen, das sich in der Galerie Pitti zu Florenz befindet. Eine Kopie (um nicht zu sagen Plagiat) aus Hesekiel ist die Vision im 4. Kapitel der Apokalypse (Offenbarung Johannis) und auch dort heißt es, die vier Geschöpfe waren voll Augen vorn und hinten.

Der Umstand, daß in grauer Vorzeit der Frühlingspunkt im Stier lag, erklärt auch, weshalb in dem alten Kulturland Ägypten dem Sonnengott Osiris der Stier Apis heilig war, ebenso wie seiner Gattin Isis die Kuh. Der Osiriskultus bedeutete die im Frühling mit neuer Kraft im Zeichen des Stiers erscheinende Sonne.

Damit fällt aber auch ein Licht auf die Stelle im Pentateuch von der Einsetzung des Passahopfers und Festes beim Auszug aus Ägypten. Dort heißt es: „Dieser Monat soll auch der erste unter den Monaten des Jahres

sein“ (Exod. 12, 2), was deutlich als Kalenderreform klingt. Offenbar wegen der inzwischen eingetretenen Verschiebung des Frühlingspunktes vom Stier in den Widder. Ob damit auch die Wahl des männlichen Lammes, also eines Widders, als Passahopfer und vielleicht sogar die Mythe von der Tötung der ägyptischen Erstgeburt zusammenhängt, wie Nork meint, mag dahingestellt bleiben.

Daß nun aber in Ägypten das Jahr um einen Monat früher begann als im weit jüngeren Hebräerstaat, wird durch eine Mitteilung in den Geschichtsbüchern bestätigt, die selbst erst damit ihre Erklärung findet. Nach Salomos Tode erfolgte bekanntlich die Teilung des israelitischen Reiches, indem zehn Stämme abfielen und das Nordreich bildeten und Zerobeam zum König wählten. Man wird die Annahme kaum bezweifeln können, daß dieser einen guten politischen Coup tat, indem er seine Macht auf eine Allianz mit der Großmacht Ägypten stützte. Dorthin hatte er selbst unter Salomo, gegen den er rebelliert hatte, fliehen müssen und erst nach Salomos Tode lehrte er zurück, um alsbald sich an die Spitze der schismatischen Stämme gegen die Davidische Dynastie zu stellen. Sicherlich hat er während seines Aufenthaltes im Nilland seine politischen Pläne vorbereitet und den König Sifak als Verbündeten gewonnen, der denn auch bald das südliche Zweistämmereich mit Krieg überzog. Demgemäß gab Zerobeam auch dem Antikus einen ägyptischen Zuschnitt. Er führte den bekantenen Kalberdienst ein, der nichts anderes war als der ägyptische Apiskult und wogegen sich so viele Stellen richten, so namentlich auch der Anfang der Begehote, der damit erst seinen wahren Sinn gewinnt, also nicht sowohl theologisch als politisch zu nehmen ist. Deshalb auch stiftete er ein neues Fest am 15. Tag des achten Monats, an Stelle des offiziellen im siebenten. Er führte also auch den ägyptischen Kalender ein, der mit dem Stiermonat begann, wonach das Fest der Herbstnachtgleiche um einen Monat hinausgerückt wurde; der siebente Monat im nördlichen Reich war nach dem Reformkalender des südlichen der achte!

Nur noch das eine sei hier angeführt, daß nach der einleuchtenden Annahme von Atpphilologen auch in Figur und Namen des hebräischen und griechischen ersten Buchstabens (Alpha, Alpha) der (gehörnte) Stierkopf sich darum ausprägt, weil der Stier früher das Jahr eröffnete, also Anführer der zwölf Sternbilder im Tierkreis war, weshalb auch für den Anführer der Buchstaben des Alphabets sein Zeichen gewählt ward. —

Das Sammeln von Vogeleiern.

Von Arthur Wilke.

Unter der Bezeichnung „Meeresvögel“ fassen wir diejenigen Vögel zusammen, deren Leben sich auf dem Ozean oder auf den in ihnen sich befindenden Inseln abspielt. Drei Eigenschaften sind es besonders, die den Körperbau dieser Tiere in seiner Bildung beeinflussen. Entweder sind diese Vögel vorzügliche Flieger, vortreffliche Schwimmer oder nicht minder gute Taucher. Viele von ihnen vereinigen mehrere dieser Eigenschaften in sich, und entsprechend diesen Eigenschaften hat sich der gesamte Organismus des Vogels entwickelt. Doch wollen wir hier weniger auf eine Beschreibung der Vogelwelt jener Inseln, unter denen besonders die Schetland, Orkney, Faröer, genannt werden müssen, eingehen, als uns mit dem Fang dieser Meeresvögel beschäftigen.

Unter der Vogel fauna der Felseninseln sind die wichtigsten die dumme Lunte, der Alf, der Lunde, die dreizehige Möwe, die Eidergans. Einen guten Teil des Sommers über

sind sie in so großen Mengen an den Vogelbergen versammelt, daß es buchstäblich ansieht, als wäre man in ein dichtes Schneegestöber von lebenden geflügelten Geschöpfen versetzt.

Der Lunde und die dreizehige Möwe sind gesellschaftlich und leben gern zusammen auf demselben Berge, aber alles hat seine Grenzen, und darum haben sie paarweise ein kleines Nest. Der dumme Lunte und dem Alf genügt dagegen das Familienleben nicht, das ihnen zu einsam ist; je zahlreicher sie zusammen wohnen, desto munterer und lustiger sind sie.

Ein Vogelberg ist eine steile Felswand, deren vielfache Stufen mit Luntzen und Alfken besetzt sind. Seepapageien oder Lunde und Möwen kommen auch vor, bilden aber keinen notwendigen Bestandteil des Vogelberges. Alle Vogelberge sind nach Westen, von Südwest bis Nordwest gerichtet; zwar sind ja auch Felsabhänge nach anderen Himmelsgegenden gerichtet, aber diese sind nicht in nennenswerter Weise mit Vögeln besetzt. Wahrscheinlich bevorzugen die Vögel die Wärme, die am größten ist, wo die Nachmittagssonne scheint.

Die dumme Lunte ist nach dem Lunde der wichtigste Vogel der Inseln; sie kommt Ende Januar an und zieht Ende Juli fort. Gegen Ausgang des Februar geht sie auf einen Berg, und so fort, bis sie ihr letztes Ei in der zweiten Hälfte des Mai legt.

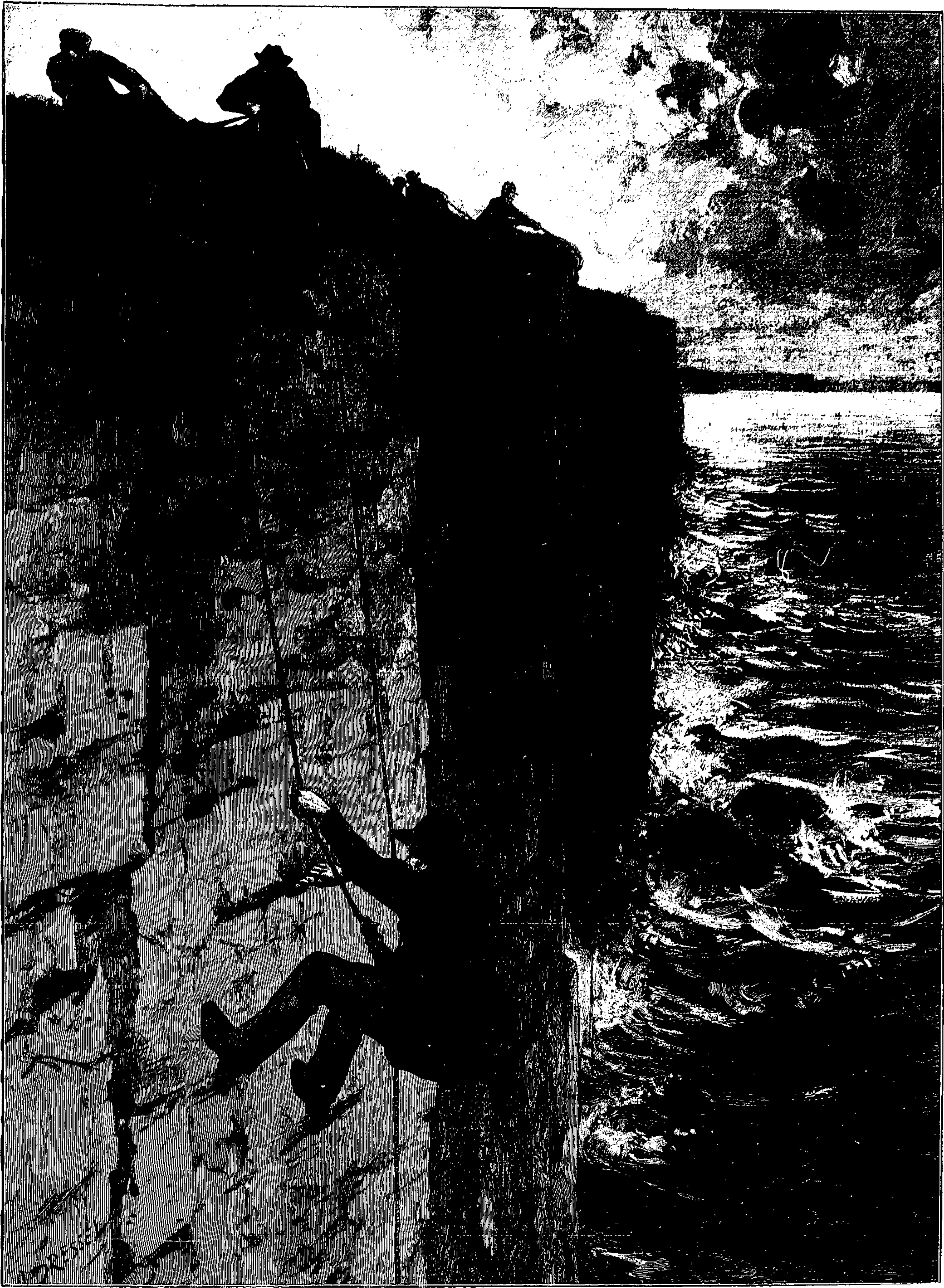
Sie baut kein Nest, sondern legt das Ei unmittelbar auf den Felsabsatz, nur von Extremen umgeben. Hier liegen die Luntzen neben einander, zuweilen zu Tausenden. Solange sie brüten, wenden sie den Rücken gegen die See, aber sobald das Junge aus dem Ei gekrochen ist, sitzen sie alle auf dem äußersten Rande des Absatzes, soldatenmäßig in Reih und Glied, ein Glied hinter dem anderen. Ihre Nahrung besteht in kleinen Fischen, die sich in der Nähe der Wasseroberfläche aufhalten, so daß sie nie tief tauchen.

Die jüngeren, nicht brutfähigen Luntzen halten sich nur einige Tage auf dem Vogelberge auf; ihren eigentlichen Aufenthalt bilden der abgegrägte Fuß der Felsen, Steine und Schären. Von hier aus suchen sie ihre Nahrung auf der See. Wenn sie die Jungen auf den Bergen pfeifen hören, ziehen auch sie hinauf, mischen sich unter die Brütenden, sitzen aber zu äußerst an den Felsabhängen und haben nur, wie die älteren, ihre bestimmten Tage für den Aufenthalt auf der See und auf dem Berge.

Die Luntzen verlassen die Inseln immer mit östlichen Strömungen, damit sie möglichst schnell aufs Meer gelangen. Um den Nachstellungen der Raubvögel zu entgehen, bevorzugen sie nebelige und dunkle Tage. Sie werden in verschiedener Weise gefangen:

Die Hellevögel, die sich am Fuße (Fellen) des Berges aufhalten, werden vom Boote aus geholt. Männer rudern in einem Kahn vorsichtig den Fuß des Berges entlang, zwei sitzen im Hintersteven, und jeder ist mit einer Vogelstange (einer vier Meter langen, dünnen Föhrlholzstange, an deren einem Ende zwei Gabelstöcke angebracht sind, deren freie Enden auseinandergehen und zwischen denen sich ein beutelförmiges Netz befindet) versehen. Wenn die Sonne am Nachmittag den Berg erwärmt, ist die Lunte zahmer und im Sitzen leichter mit dem Netze zu fangen. Gelingt dies nicht, so muß der Mann versuchen, sie mit dem Netze auf der Wasseroberfläche zu fangen, wenn sie sich ins Wasser stürzt.

Kann man in keiner anderen Weise zu den niedrigen Felsabsätzen gelangen, so wird dem Vogel durch „Dranfleg“ nachgestellt. Das Boot wird so weit von der Küste gelegt, daß der Vogel, durch Schlagen und Nusen aufgeschreckt, gefangen werden kann, wenn er ins Wasser stürzt. Die Männer im Boote kennen seinen schwerfälligen Flug und können aus der Höhe, in der er sitzt, berechnen, wo er niederfallen wird



Bewoelfältigung verboten.

Einammeln von Vogeleiern in Yorkshire.

und mit der Vogelstange genommen werden kann. Diese Fangart verursacht jedoch oft recht bedeutenden Schaden, da der von seinem Brutplatz aufgeschreckte Vogel leicht Eier oder Junge mit sich reißt.

Die gewöhnlichste und vorteilhafteste, aber auch die gefährlichste Art, die Lammen zu fangen, ist das sogenannte „Fygling“. Bei dieser Fangart sucht der Mann von unten oder oben in die Wohnung der Vögel zu gelangen. Soll der Vogelfänger von oben herabgelassen werden, so sind mindestens fünf Mann zu seiner Bedienung erforderlich. Eine Leine oder ein Tau, 6–7 Zentimeter dick und über 200 Meter lang, wird ihm um den Leib gebunden; damit es nicht drückt, laufen breite wollene Bänder um die Oberschenkel und um die Schultern, so daß der Mann wie in einem Stuhle, die Leine eng an die Brust schließend, sitzt. Durch dies Verfahren werden die Arme frei, so daß er seine Vogelstange bedienen kann, ohne die Leine festhalten zu müssen. Ist der Mund des Felsens scharf, so wird ein Stück Rundholz darüber gelegt, damit die Leine gut darüber gleiten kann. Das freie Ende läuft um einen eingeschlagenen Pfahl; ist das Einschlagen nicht möglich, dann setzt sich ein Mann nieder und läßt die Leine um seine Lenden laufen, so daß er sie anhalten kann, wenn es notwendig ist. Ein anderer hält während dessen Ausguck nach den Zeichen des Vogelfängers.

Hat das Herablassen seinen Anfang genommen, so muß der Fänger stets die Brust dem Felsen zuwenden und gleichzeitig diesen von losen Steinen und Felsstücken befreien, die auf seinem Wege liegen, da sie ihm sonst durch Absturz gefährlich werden können. Ueber sich hat er den blauen Himmel, tief unten das brausende Meer, den Berg vor sich und an den Seiten; er selbst schwingt in seinem Tau vor- und rückwärts, der obere Teil erscheint ihm als eine dünne Schnur. Besonnenheit und Geistesgegenwart muß er besitzen, wenn sein Wagnis den gebührenden Lohn bringen soll.

Kommt er an einen hinreichend breiten Absatz, wo er arbeiten will, so macht er sich von der Leine frei und befestigt deren Ende an einen Stein, so daß er größere Freiheit in seinen Bewegungen hat. Nicht selten wagt er sich zu weit hinaus, verliert das Gleichgewicht und stürzt hinunter. Man erzählt von einem Manne, dessen Leine durch Unvorsichtigkeit losgelassen war und in geringer Entfernung außerhalb des Landes schwebte, da der Berg oben ein wenig über den Absatz hinauslugte, auf dem er sich befand. Die einzige Rettung war das Ergreifen der Leine. Das Meer tief unten — er wagt einen Sprung, um die Leine womöglich zu erhaschen; der Sprung gelingt, und der Mann ist gerettet. — Oft muß sich der Mann, um auf die Absätze zu kommen, über die der Berg sich hinausneigt, in schwingende Bewegung versetzen; wenn diese genügend stark geworden ist, kann er auf dem Felsen festen Fuß fassen.

Soll „Fyglingen“ von unten nach oben stattfinden, was namentlich auf freistehenden Felsen der Fall ist, so rudert man in einem Boote hinaus, und zwei Männer, mit Tauen und Vogelstangen versehen, helfen sich während des Aufstiegs. Der letzte stützt den ersten von Absatz zu Absatz, indem er die Vogelstange, deren dickes Ende mit einer eisernen Pike versehen ist, in das Hozenbund des oberen steckt, während dieser sich mit Händen und Füßen und mit seiner eigenen Vogelstange aufwärts zu arbeiten sucht. Ist er ein Stück hinaufgekommen und hat er dort festen Fuß gefaßt, so kann er dem zweiten den Aufstieg erleichtern, indem er ein Tau herabläßt, um ihn damit heraufzuholen.

Noch gefährlicher als der Aufstieg ist der Abstieg, für den man oben ein Tau um eine Kante des Felsens legt, aber so äußerlich, daß

ein kleiner Nud genügt, um es herabgleiten zu lassen. Auf freistehenden Felsen lassen sie oft ein Tau zurück, das oben befestigt ist, um den Aufstieg im folgenden Jahre zu erleichtern. Mehrfach sind auch eiserne Ringe oder Ketten zu demselben Zwecke am Felsen befestigt. Ein freistehender, steiler Fels, der in dieser Weise erstiegen wird, ist Blavin, an der Nordküste von Osterb. Er ist 188 Meter hoch, seine größte Länge im Meeresniveau beträgt 210 Meter, seine größte Breite 65 Meter. Sind die Vogelfänger hinaufgeklommen, so steht ihnen noch ein äußerst gefährlicher Gang längs des Abfahres bevor. Durch ein Tau verbunden, müssen sie sich über die engen gefährlichen Stellen hinüberhelfen und immer parat sein, um, wenn der eine ausgleiten sollte, das Tau in der Gewalt zu haben, das ihn halten soll. Mehrmals sind aber beide dabei in den Abgrund gestürzt.

„Fyglingen“ beginnt nach St. Johannis, wenn das Junge aus dem Ei gekrochen ist. Der Vogelfänger fängt an dem einen Ende des Absatzes an, auf dem er steht, und nimmt mit seiner Vogelstange so viele Lammen, als er zweckdienlich findet, nicht mehr als da Junge sind, aber auch nicht weniger, wenn der Vogelberg nicht Schaden leiden soll. Die Lammen sind im allgemeinen so zahm, daß sie nur an der Stelle fortfliegen, wo das Netz niedergeschlagen wird.

Ist der Berg seit mehreren Jahren nicht besucht worden, so können sie mit den Händen erfaßt werden, und legt der Vogelfänger sich nieder, so hüpfen die Vögel sofort auf ihn hinauf. Genau muß er darauf achten, gleichmäßig durch den ganzen Absatz zu töten, denn werden zu viele an einer Stelle getötet, so dauert es viele Jahre, bis die Stelle wieder besetzt ist. Darum liegt der Schluß nahe, daß jede Lammfamilie ihren bestimmten Platz auf dem Absatz hat und daß dieser trotz der großen Mannigfaltigkeit auf einem Absatz nicht durch fremde Familien gefüllt wird, sondern daß sowohl der ganze Absatz wie jeder einzelne Platz auf demselben nur durch Vermehrung der Familien, denen der betreffende Platz gehört, gefüllt wird. Die erlegten Vögel werden zusammengebunden und in die See geworfen, wo sie von den Booten aus aufgefischt werden, oder der Mann nimmt sie selbst mit an der Leine hinauf, wenn diese genügend stark dazu ist. Ein Mann soll täglich mehrere hundert Lammen erlegen können, und 10 Lammen ergeben ein Pfund Federn.

Etwas anders gestaltet sich der Fang der Eidergänse oder besser deren Daunen und Eier. Auf den Orkney- und Shetland-Inseln ist die Jagd auf Eidergänse eine der Hauptbeschäftigungen der Bewohner. Sie übertrifft bei weitem die Gamsenjagd an Gefahren. Unfälle sind bei diesen wolkenhohen Kletterjagden so häufig, daß oft eine ganze Familiengeschichte sich in der einen Zeile wiederholen läßt: „Mein Großvater fiel, mein Vater fiel und ich muß auch fallen.“ Ja, es gilt als ein stolzes Wort, sagen zu können: „Mein Vater starb in seinem Bette, aber der Meinige ging dahin wie ein Mann.“ Was so viel heißt, als er stürzte von einer Höhe von tausend Fuß in die brüllende Meerflut und ward nie mehr gesehen. Da hängen sie — wie es unser Bild zeigt — an einem einzigen Strick von 40 bis 50 Faden (Klafter) Länge, der oft so zerzaust und zerrieben wird an den scharfen Kanten der Felsen, daß er reißt und der Kletterer hinabstürzt. Aber die Gewohnheit macht die Leute gleichgültig. Ja, es kommt vor, daß zwei oder drei sich einem solchen Tau anvertrauen. Davon geht eine graufige Geschichte. Ein Vater mit seinen zwei Söhnen hing an einem einzigen Tau über dem unendlichen Abgrund, und sie plünderten die Vogelnester um Eiderdaunen. Der jüngste Sohn saß am höchsten und bemerkte plötzlich, wie das Tau an einer Stelle zu seinen Säuglingen unter

der dreifachen Last nachzugeben schien. Er rief hastig dem Bruder zu, der einige Ellen unter ihm saß, den Vater mit dem Beile abzubauen. Sonst wären sie alle drei verloren. Zuerst weigerte sich mit Enttäuschung, worauf der erstere, ohne einen Augenblick zu zögern, das Tau unter sich durchhieb und so Vater und Bruder in die Tiefe schleuderte. Die Shetländer gingen dem Ueberlebenden Zeit seines Lebens aus dem Wege, sagend, er hätte selber das Tau loslassen und so den beiden anderen die Chance der Rettung lassen sollen.

Ein Kletterer von der Insel Fowlar hörte, daß auf dem Kap Noß sich eine Felsenhöhle perpendikulär bis zu einer Höhe von 160 Fuß erhebe, die als völlig unzugänglich gelte. Aber es lag ihm daran, Ruhm unter seinen Landsleuten zu erwerben. Da ihm als Preis eine Kuh verheißen worden, ermöglichte er es, von einem Boot aus bis an den Gipfel dieser Felsenadel zu klettern. Von dieser ließ er einen Flaschenzug hinab, mit einem Korbe daran, der nach der gegenüberliegenden Klippe des Festlandes gezogen werden konnte. Aber anstatt sich dieses immerhin zuverlässigen Spinnwebes zur Luftfahrt über den 60 Ellen breiten und 400 Fuß tiefen Abgrund zu bedienen, entschloß sich der Tollkopf, den Rückweg an derselben Felsenhöhe hinunter zu unternehmen. Das war der schwierigste Teil der Arbeit, so schwierig, daß er sein Boot nimmer erreichte, sondern sein Grab in den Wogen fand.

Ein anderer kletterte an dem schwingenden Tau hinunter und hatte reiche Jagdbeute in den Felsenestern. Als er das Zeichen gab, verwickelte er sich derart in der Schleife, daß seine Füße nach oben sich streckten und sein Kopf nach unten zu hängen kam. So ging es aufwärts und dazu mit heiler Haut. Oben angelangt, stimmte der Gerettete, noch am Tau zappelnd, in das laute Gelächter seiner auf ihn harrenden Genossen ein.

Die Felsenklippen sind meist überhängend. Deshalb sind diese „Rockmen“ (Felsenmänner), wenn sie einen Fußhalt an den Steinwänden gewinnen wollen, genötigt, sich an dem freihängenden Tau mehrere Ellen weit in die Luft hinauszuschwingen, damit der Rückschwung sie in Berührung mit diesem oder jenem noch so schmalen Felsvorsprung bringen möchte, an dem sie sich sofort anklammern, Fuß fassen, dann mit einem Holzlöffel die Eier aus dem Nest heben, die zerbrechliche Beute in ein um den Leib gewundenes Nest häufen. Oft kommt es vor, daß der Vogel, seine Verabung voraussehend, schadenfroh die Eier selbst aus dem Nest dem Plünderer an den Kopf wirft, um sie ihm nicht zu gönnen. Ein solcher „Felsenmann“ stand einst auf solchem Vorsprunge, über und unter sich viele hundert Fuß von Felswand und bemerkte, wie das Tauende, das er an der Klippenspitze geankert, d. h. festgeknüpft hatte, sich löste und wie ein ungeheures Pendel in die Luft hinwegschrang. Sollte es ganz aus dem Bereiche seiner Hand entschlüpfen, so wußte er, daß Tod sein gewisses Los sei, entweder durch einen Fall oder durch die fürchterliche Pein des Verhungerns. Deshalb beobachtete er so kaltblütig wie möglich das hin- und herschwingende Tau, und als es schon in seiner Bewegung nachließ, dennoch aber bis auf 4 Fuß Nähe ihn bei einer vielleicht letzten Schwingung erreichte, sprang er mit todesmutigem, oder besser gesagt lebensmutigem, Ansatz weit hinaus in den Luftraum, erhaschte krampfhaft das Tau und war gerettet.

Lehrt ein Kind niemals, wovon ihr selbst nicht überzeugt seid, und wenn ihr ihm in zartem Alter etwas beibringen wollt, wo kindliche Meinheit und die Kraft der ersten Gedankenverbindungen es fest einprägen, so hütet euch vor allen Dingen vor einer Lüge, die euch als solche bekannt ist. —

Ihr Sohn.

Von Eduard Wilde.

(Fortsetzung.)

„Da haben wir's!“ ächzte die Bäuerin vorwurfsvoll. „Du mit Deiner Stut! Wie sollen wir denn nun in die Nähe der Kanzel kommen? Vom Sihen wird wohl überhaupt keine Rede sein!“

„An die Nähe der Kanzel?“ fiel der Bauer ermunternd ein, „dafür lasse nur mich sorgen. Brauchst bloß die Gasse zu benutzen, die ich hinter mir lassen werde.“ Und er setzte seine Ellbogen zeitig in Bereitschaft.

Uebrigens war die Sorge der Bäuerin unbegründet. Des schlechten Wetters wegen war die Kirche nicht sehr besetzt, und wenn sie auch keinen Sitzplatz mehr erlangen konnten, erreichten sie doch mit mäßiger Mühe die nähere Umgebung der Kanzel. Senkend, mit zitternden Lippen flüsterten sie ihr Vatermiser — er in seinen Hut hinein, sie in die inbrünstig gefalteten Hände. Unter tiefen Andachtsseufzern richteten sie sich in ihren durchnähten Kleidern alsdann wieder auf, um das auf den schwarzen Chor tafeln mit weißen Ziffern verzeichnete Lied, das gesungen wurde, in ihrem Gesangbuche ausfindig zu machen. Sie waren jedoch beide so aufgeregt, daß es ihnen lange nicht gelingen wollte; als es dann dem Bauern, nachdem er das Buch seiner Ehehälfte aus der Hand genommen, schließlich glückte, intonierte jedes das Lied in verschiedener Stimmhöhe, die auch von der des Gemeindegesanges erheblich abwich. Doch wurden sie dessen selber nicht gewahr. Auch verstanden sie heute nichts von dem Text. All ihr Denken und Sinnen wurde in Anspruch genommen, in Fesseln geschlagen von dem einzigen ihre Köpfe beherrschenden Begriff, von dem alles andere zurückdrängenden, stolzen Glückgefühl: unser Sohn ist Pastor und heute werden wir zum erstenmal seine Predigt hören!

In der Tat, zum erstenmal. Denn der junge Geistliche hatte in einem weitgelegenen Kirchspiel sein Probejahr absolviert, darauf in gleicher Ferne als Hilfsprediger funktioniert, um schließlich zu einer Pfarre zu gelangen, die dem Wohnort der Eltern nicht viel näher lag als seine beiden ersten Wirkungsstätten. Zwar hatte der Soonistenbauer den örtlichen Seelsorger einmal bescheidenlich gebeten, er möchte doch dem jungen Theologen die Ehre erweisen und ihn zu einer Gastpredigt nach S. einladen. Allein der Pfarrer zu S., der Gemeinde des Soonistenbauern, gehörte zur Partei der aristokratischen deutschen Pastoren, denen die aus dem Bauerntum hervorgegangenen estnischen Geistlichen ein Greuel sind. Er erklärte dem Alten ganz unerblickt, es ginge nicht an, daß der Sohn eines Bauern seiner Gemeinde die Kanzel betrete, von der herab soust er und seinesgleichen das Evangelium verkündeten; dadurch würde das Ansehen des geistlichen Standes bei der Gemeinde geschädigt. Er schlug ihm also, trotzdem der Soonistenbauer die Würde eines Kirchenbormundes trug, die mit vielen Blicklingen vorgetragene Bitte glattweg ab. Uebrigens hätte der Bauer darauf vorbereitet sein müssen. Hatte ihm doch der alte Pastor ein paarmal zuvor, damals, als der junge Mann die theologische Fakultät zu Dorpat bezogen, bittere Vorhaltungen darüber gemacht, daß er seinem Sohne die Hoffahrt gestatte, Pastor zu werden. Ein Stand dürfe nicht über den anderen hinaus; es sei eine Sünde, die Gott nicht ungestraft lassen würde. Und wenn er den Hochmut des Jungen nicht zügeln konnte, wenn dieser durchaus höher hinaus wollte, so hätte er ihn zur Stadt zum Handwerker oder zum Kaufmann in die Lehre bringen sollen.

Nun, die Vorwürfe und Zurechtweisungen des alten, standesstolzen Geistlichen waren zu

spät gekommen. Zwar war es nicht der Vater gewesen und auch nicht die Mutter, die ihren Einzigen für die theologische Laufbahn bestimmt, sondern die Initiative kam von dem strebsamen Jüngling selbst. Aber nur zu bald hatten auch die beiden sich in die große, stolze Idee, die den Stolz des jungen Strebers erfüllte, hineingelobt und sein Ideal ward das ihre. Mit wachsender Begeisterung hatten sie sich in die vor ihrem Geist immer lebhafter, immer plastischer, immer entzückender sich entfaltende Vorstellung versenkt, wie schön und groß und erhaben es einmal sich ausnehmen würde, wenn ihr Sohn im langen, schwarzen Talar, mit weißen Pässchen auf der Brust, am Altar stände, auf der Kanzel thronte, um der ehrfurchtsvoll lauschenden Menge das Heil zu verkünden. Und die Bekannten darunter, die würden sich mit Neid und Bewunderung zuflüstern: „Du, das ist der Sohn des Soonistenbauern!“ Den Tag voll Glanz, wo dieses Wirklichkeit werden würde, konnten sie schließlich kaum erwarten.

Und nun war er da.

Die letzte Strophe des Chorals geht dem Ende zu. Die Tür der Sakristei öffnet sich, der junge Geistliche erscheint. Langsam, gemessenen Schrittes, mit einem über die Gemeinde gleitenden milden Blick bestiegt er die Kanzel. Während die Orgel, die Melodie beendend, zu einem kurzen, kunstlosen Nachspiel übergeht, neigt der Pastor sein hochblondes Haupt mit dem vom strohgelben Bart umrahmten rosigen Antlitz über die gefalteten Hände und betet.

Dem Soonistenbauern und seiner Ehefrau ist plötzlich zu Mute, wie wenn sich das Gotteshaus mit strahlendem Licht erfüllt hätte. Die dicken Kerzen auf dem Altar, sie sind hell aufgeflammt, und bei den dünnen im Kronleuchter haben sich die Flämmchen um die Hälfte verlängert, wie von einem geheimen Lusthauch angefaßt. Der gekreuzigte Heiland auf dem altersgeschwärzten Altarbild, der Joseph und die Maria und die frommen Weiber, die weinend um ihn stehen — es scheint Leben in sie gekommen zu sein, sie schauen alle wie segnend zu dem jungen, schönen Seelsorger auf. Und die Wappen und silbernen Gedenktafeln der Feudalherren an den mit Staub und Spinnweben bedeckten Wänden und Pfeilern der alten Kirche — sie erglänzen hell, wie wenn eine unsichtbare Hand sie blank gepußt hätte. Durch den hohen, gewölbten Raum aber schwebt die hehre Majestät heiliger Feierlichkeit...

Flöge ein Engel mit sichtbaren Flügelschlägen durch die Kirche, der Soonistenbauer und sein Weib würden sich kaum wundern darüber. Der junge Prediger erhebt langsam sein blondes Haupt, sinnend schweift sein Blick über die schweigende Menge. Er hüftelt ein paarmal und bewegt den Mund. Und nun beginnt er zu sprechen.

Maria und Joseph auf dem heiligen Gemälde, sie blicken wohl kaum mit größerer Jubel, in seligerer Verzückung zu ihrem göttlichen Sohne hinauf zum Kreuz, wie die Maria und der Michel zu dem ihrigen auf der Kanzel. Ihre Augen hängen an seinem Munde, seine Worte saugen sie ihm von der Lippe ab, und wie süße Musik klingt ihnen seine Stimme in den Ohren. Kaum wagen sie zu atmen, und wenn der Alte hustet, so strast ihn ein vernichtender Blick aus ihren Augen für den Frevel. Wie schön er spricht! So hat ihres Wissens noch kein Prediger gesprochen. Jedes Ohr müßte ihm lauschen, in das verstockteste Herz müßte sein Wort dringen, kein Auge könnte trocken bleiben. Daher wallte es in der Bäuerin heiß auf vor heiligem Born, als sie zwei Weiber be-

merkte, die in flüsternder Unterhaltung die Stöße zusammenstreckten, und bald darauf drei junge Dirnen wahrnahm, die untereinander lüchelten. Auch der Bauer ärgerte sich nicht wenig, zu sehen, daß einige Sünder auf den Bänken eingeknickt waren. Gott, welch ein Stumpfsinn, welch eine Hartgesottenheit! Während dieser Predigt, während der Predigt ihres Sohnes, wird da geschwätzt, gelacht, geschlafen!

Der junge Pfarrer sprach in seiner heutigen Predigt viel von den Pflichten der Kinder ihren Eltern gegenüber. Anlaß dazu gab ihm ein Vorfall in seiner Gemeinde. Vor elliichen Tagen war ein siebenzigjähriger Greis bei ihm erschienen, um weinend Beschwerde zu führen über seinen Sohn und seine Schwiegertochter, denen er sein Gehöft schon bei Lebzeiten als Erbe überlassen und die ihn nun zum Taut dafür schlugen und hungern ließen. Er hatte seinen Seelsorger flehend gebeten, die beiden zu ermahnen, damit sie sich auf ihre ständesplichten besäßen. Der Pastor war seiner Bitte natürlich unverweilt nachgekommen, und nun ergänzte er die Maßregelung der Undankbaren noch damit, daß er ihre Herzlosigkeit und Gemütsroheit vor der gesamten Gemeinde als abschreckendes Beispiel brandmarkte. Am Thema vom vierten Gebot weiterspinnend, gelangte der Redner auch zu weniger krassen, aber darum nicht minder verwerflichen Beispielen von sündhafter Lieblosigkeit der Kinder gegen ihre Erzeuger. Die Zahl derer, die ihre Eltern körperlich mißhandeln, ihnen leibliche Unbill zufügen, sei, gottlob, nicht sehr groß. Aber wieviel Kinder gäbe es nicht, die ihren Eltern in moralischer Hinsicht Schläge erteilten, sie dem seelischen Hunger preisgaben durch Mißsichtlosigkeiten jeglicher Art, durch Mangel an Liebe, an Dankbarkeit und an Ehrfurcht. Der junge Seelsorger sprach mit bestem Erfolge. Eine tiefe Bewegung ging bei seinen eindringlichen, packenden Worten durch die Gemeinde, und viele Weiber weinten. Vor allem die eigene Mutter des Redners. Und auch die Augen des Vaters wurden feucht. Vater und Mutter schauten sich durch die Tränen an, und in dem ausgetauschten Blick stand strahlend geschrieben: das ist unser Sohn, der so spricht, unser großer Sohn!

Der estnische Gottesdienst ist zu Ende.

Das bejahrte Ehepaar, der Vater und die Mutter des jungen Pfarrers, erwacht wie aus einem schönen, erhabenen Traum. Die Mutter wischt sich mit dem Saetuch über die feuchten Augen und flüstert dem Vater zu mit einem Lächeln der Verklärung:

„Gelt, das war eine Predigt! Den ganzen Tag hätte man zuhören mögen!“

Und der Vater meint, wobei ihm die Unterlippe eigentümlich zuckt und zittert:

„Schade, daß sie schon aus ist! Etwas Mächtigeres hab' ich mein Lebtag nicht gehört!“

Und während die Kirche sich rasch entleert, um der kleinen, zumeist aus adeligen Herrschaften bestehenden deutschen Gemeinde Platz zu machen, lassen sich die beiden auf dem Ende einer Bank nieder, wie wenn sie gar nicht mehr fort möchten. Nach einer Pause spricht die Bäuerin:

„Geh', Alter, und schau' nach dem Pferde aus, — ich -- ich bleibe da zum deutschen Gottesdienst. . . . In irgend einem Winkel werde ich wohl hocken dürfen.“

„Versteht ja nichts vom deutschen Gottesdienst.“

„Was tut's? Höre ich doch seine Stimme!“

„Gut, dann komm' ich auch zurück,“ versetzt er kurz. „Möchte gern sehen, wie er den hohen Herrschaften ins Gewissen redet, und ob die auch weinen können.“

(Fortsetzung folgt.)

Versteh' mich recht!

Vom langen Regen mild' gemacht, Des Tages Stimmen Schweigen, Und durch die Straßen geht die Nacht.

Langsam die Dünste steigen; Noch hier und da ein Tropfen sinkt Von windbewegten Zweigen.

Wie alles Leben still verklingt! Nur meine matte Seele Umsonst, umsonst nach Ruhe ringt.

Ein Meer von Furcht und Fehle, Von Zweifelsqual durchflutet mich, Und engt mir Brust und Kehle.

Du zürnest, weil mir scheu entwich Die Luft an Spiel und Scherzen, Weil Bitterkeit mein Herz beschlich —

Du mit dem weichen Herzen, Du zürnst mir?! Hast Du nicht erkannt Die Quelle meiner Schmerzen?

Du nippest nur an Kelchesrand, Ich trank die bittere Neige. Leg Deine Hand in meine Hand Und neig' Dein Haupt und schweige...

Emma Clauen.

Die arme Kreuzspinne. Eine Kreuzspinne hatte den ganzen Tag fleißig gearbeitet. Sie machte ein Netz, das sich über das Fenster des Gartenhauses spannen sollte und gebraucht dazu ihre ganze Kunst und ihre ganzen Kräfte.

Da sie sich kurz vorher einen ganzen Ballen Garn hatte kommen lassen, den sie zum Spinnen gebrauchte, so hatte sie auch schwer zu tragen, denn das Garn bewahrte sie in ihrem Hinterleib auf.

Als sie nun müde geworden von der vielen Arbeit, dem Auf- und Ablaufen, dem Hin- und Hergehen, ganz besonders aber von dem im Kreis herumspringen, machte sie einen Fehltritt, stolperte und fiel zur Erde. Dabei brach sie sich ihren Hinterfuß. Mühsam hinkte sie im Gras herum, und stöhnte dabei fortwährend, denn sie hatte viele Schmerzen.

Das hörten zwei Ameisen die eben vorübergingen und in das Spital wollten, das sorgsam vor Regen und Wind geschützt, in der unteren Ecke einer Holzbeige erbaut war.

„Was fehlt Ihnen denn?“ fragte die eine der Ameisen. An ihren langen, weißen Schürzen sah man leicht, daß es Krankenschwestern waren.

„Ich habe meinen Fuß gebrochen,“ wimmerte die Spinne.

„So, woher wissen Sie denn das!“ fragte die Ameise etwas gereizt. „Das können wir Ihnen sagen, aber nicht Sie uns!“ Die andere Ameise nahm einen der Füße der Spinne, befühlte ihn, betastete ihn, maß ihn der Länge und der Breite nach und sagte:

„Es könnte etwas dran sein, er ist geschwollen!“ Darauf liefen sie nach dem Spital und kamen bald mit zwei Wärtern zurück, die eine Erbsenschote brachten, in der sie die Kreuzspinne tragen wollten.

Die Wärter, es waren Holzböcke, untersuchten das kranke Bein ebenfalls und sagten auch, es sei gebrochen, die Spinne habe merkwürdigerweise Recht! Natürlich, das konnte am Ende ja auch ein Laie merken!

Sie legten die Schote auf die Erde und wollten die Spinne hineinheben. Aber es ging nicht, und jedesmal schrie die Spinne laut auf. Endlich merkte der eine Holzbock, daß er auf einem der Füße der Spinne stand. Er trat beiseite und nun ging es ganz leicht. Die Holzböcke trugen ihren Patienten nach dem Spital, und die beiden Ameisen gingen nebenher und sprachen ihr Mut zu.

Als sie angekommen waren, stellten sie die Schote auf die Erde und holten den Arzt. Zehn oder zwanzig junge Mücken summten indessen vorüber, standen um die Spinne herum, und benutzten die Gelegenheit, sie zu behorchen, ihr den Puls zu fühlen, an ihrem Herzen zu horchen, und fragten sie endlich, ob sie Kopfschmerzen habe?

„Nein,“ sagte die Spinne, „nur solche Schmerzen im Bein!“

„Benenentzündung!“ sagte bedeutungsvoll die dickste der Mücken. Darauf gingen sie weiter und endlich kam der Arzt, ein stattlicher Hirschkäfer, der seine Zangen geschickt und leicht zu handhaben mußte.

Die Ameise bezeichnete ihm das kranke Bein. Er zog daran.

„Schmerzt das?“

„Nein,“ sagte die Spinne. Nun drückte der Hirschkäfer gewaltig.

„Und das?“

„Auch nicht,“ sagte die Spinne. Der Hirschkäfer packte nun den Fuß mit Macht, schüttelte ihn wie einen Apfelbaum und leuchtete.

„Aber das?“

„Auch das nicht!“ Da wiegte der Hirschkäfer verwundert sein gehörntes Haupt und fing an den Fuß einzubinden, einzuschindeln und stützte und legte ihn sorgfältig.

„So, liebe Spinne,“ sagte er freundlich, „nun ist der Fuß wieder in Ordnung!“

„Herr Doktor,“ wagte die Spinne bescheiden einzuwenden, „Sie haben den falschen erwischt!“

„Donnerwetter!“ schrie wütend der Hirschkäfer, „wollen Sie mich zum Besten haben!“ und packte die Spinne und warf sie zur Türe hinaus.

Da sah sie nun! Sie löste den Verband an ihrem gesunden Fuß und unwickelte damit den kranken. Ihr war elend zumute, leids vor Hunger und teils vor Schmerzen. Halb ohnmächtig sank sie auf der Straße zusammen.

Als sie wieder zu sich kam, stand eine Reihe Grashopper um sie herum, in grüner, glänzender Uniform. Es waren Polizisten.

„Sol Du betrunkenen Lump, nun kommst Du mit uns!“ Sie legten der Spinne Handschellen an und wollten ihr eine Kette um den Fuß legen.

„Aul!“ schrie die Spinne, „der ist ja gebrochen! Ich werde mich beklagen!“ Da lachten alle laut und lustig.

„Tue das nur, Du Spatzvogel,“ sagte der eine. Dann stießen sie die Spinne vorwärts, die mit Hopfle so gut sie konnte.

Endlich standen sie vor dem Polizeihauptmann, einem Frosch in grüner, prachtvoller Uniform. Er war wohlbeleibt und strahlend vor Gesundheit. Auf einem Mäul neben ihm lagen zwei gebrochene Fliegen und ein Mückenblümchen voll braunen Sumpfwassers stand daneben. Man sah ihm die Mühsal seines Berufs nicht an.

Er nahm ein Büchlein hervor, das er in mühsigen Stunden selbst aus getrockneten Blättern verfertigt, um dem Staat sparen zu helfen.

„Name?“

„Kreuzspinne.“

„Gewerbe?“

„Weber.“

„Weber?“ Der Hauptmann schrieb etwas in sein Buch. „Weber? Ein verdächtiges Handwerk! Religion?“

„Keine!“ Des Frosches Augen quollen unter den Wülsten hervor. Die vier Grashopper rollten wild die Augen.

„Paß!“

„Wozu? Ich bin noch nie fort gewesen!“

„Kein Paß! Keine Religion und ein Weber!“ schrie der Frosch, „marsch über die Grenze!“ Frosch und Grashopper summten und quakten und hüpfen herum und luden die Spinne auf ihren Karren und brachten sie über die Grenze.

Stamm war sie drüben, kamen die Volkswächter. „Habt Ihr etwas zu verzollen?“ fragte barsch die gelb und schwarz gestreifte Wespe und ihr Stachel schnellte hervor.

„Nein!“ ächzte die erschöpfte Spinne. Die Wespen flogen um sie herum.

„Was ist das?“ schrie plötzlich die Eine. „Da steht ja ein großes Kreuz auf dem Ballen, den sie hinten trägt!“ Alle schwirten um die Spinne herum. Das Kreuz war das Zeichen, das die Volkswächter auf die bereits verzollte Ware machten.

„Sie hat das Kreuz selbst gemacht! Sie hat den Zoll betrügen wollen! Sie hat schummeln wollen! Was ist in dem Ballen?“

„Das Garn, das ich zum Spinnen brauche,“ sagte die Spinne.

„Da haben wir es,“ schrien die Wespen und stachen mit ihren Stacheln in den großen, runden Leib der Spinne. Der schrumpfte zusammen, das Kreuz wurde klein und unscheinbar und die Beine der Spinne zappelten krampfhaft, dann war sie tot. Hastig durchsuchten die Wespen ihren Leib nach dem Garn, fanden aber nichts.

„Es ist gar keines da,“ schrien sie empört, „die Lügnerin! Nun haben wir die ganze Arbeit umsonst gehabt!“ Sie schleppten die tote Spinne ins Gebüsch und gingen zu ihrem Abendschoppen.

Lisa Wenger.

Aus den Anfängen der Heilkunde. Der Ursprung der Heilkunde verliert sich in dem Dunkel vorgeschichtlicher Zeiten. In ihren ertüchtlichsten Formen erscheint sie noch eng verbunden mit dem Glauben an übernatürliche Einflüsse, mit Beschwörungs-

zauberkünsten. Von dieser magischen Vermischung ist die Heilkunde auch da noch nicht frei, wo sie zuerst wissenschaftliche Gestalt angenommen hat, nämlich am Nil und am Euphrat, im alten Aegypten und Babylonien. Hier wie dort spielten die Beschwörungsformeln, Zauberbänder, Amulette, das Handauflegen unter den Hilfsmitteln der Ärzte noch eine beträchtliche Rolle. Andererseits hatte schon vor vier Jahrtausenden in Mesopotamien und ganz besonders in Aegypten die Heilkunde als Wissenschaft bereits einen verhältnismäßig sehr hohen Entwicklungsgrad erreicht. Am genauesten sind wir über die medizinischen Kenntnisse und Fertigkeiten der alten Aegypter unterrichtet. Ihr Wissen auf dem Gebiete der Heilkunde war schon gegen 1750 vor Christo in einem umfassenden Werke zusammengefaßt, das für die Keilmassgebend war. Es handelte in 6 Büchern: 1. von dem Bau des menschlichen Körpers, 2. von seinen Krankheiten, 3. von den chirurgischen Instrumenten, 4. von den Arzneimitteln, 5. von den Augen und 6. von den Frauenkrankheiten. Ein Teil dieses Werkes ist vor einem Menschenalter zum Vorschein gekommen. Der sogenannte Papyrus Ebers stellt eine wohlerhaltene Abschrift des vierten Buches: „Von den Arzneimitteln“ dar. Außerdem sind noch einige andere medizinische Papyri aufgefunden worden. Und in einem oberägyptischen Tempel hat man sogar ein komplettes Laboratorium entdeckt, worin vor Jahrtausenden Heilmittel hergestellt worden sind. Die Wände dieses Raumes bedeckte eine Menge von Zeichnungen, die sich als Rezepte zur Herstellung von Medikamenten entpuppten. Ähnliche Rezepte enthält der Papyrus Ebers zu Hunderten. Sie bieten der Entzifferung zum Teil große Schwierigkeiten wegen der Menge von Pflanzennamen, deren Sinn in vielen Fällen nicht festzustellen ist. Mitunter sind die Heilmittel recht fragwürdiger Natur: z. B. werden Selenot, Wangenblut, Urin und dergleichen appetitliche Sachen mehr eingegeben. Andere Rezepte sind dagegen ganz rationell. Der Bandwurm beispielsweise soll durch die Wurzelrinde des Granatbaums vertrieben werden. Niginsöl mit Bier gilt als vorzügliches Abführmittel. Wegen „Triefaugen“ hilft Einpinselung mit einer Mischung von Grünspan, Wazellentot, Myrthen und Zwiebeln. „Blindheit in den Augen“ wird durch Pillen aus trocken geriebenen Myrthen und der geronnenen Milch geheilt. Es gibt Arzneien für den Magenmund, Anweisungen zum Kühlen des Herzens, Mittel gegen die Krätze, zur Vertreibung von Läusen und Flöhen, gegen geschwollene Beine, gegen Ergrauen der Haare und zur Beförderung des Haarwuchses usw. Die wichtigsten Medikamente führten die ägyptischen Ärzte bei Krankenbesuchen in einem Kasten mit sich. Ein solcher Medizinkasten, die Meisepothek einer Königin-Witwe der 11. Dynastie, ist im ägyptischen Museum in Berlin zu sehen. Da kann man auch chirurgische Instrumente erblicken, die sich in ägyptischen Gräbern gefunden haben: Messer, Lanzetten, Pinzetten, Scheren usw. Das Operieren war schon mächtig im Schwunge; alte Bilder stellen Amputationszweigen dar. Auch das Anlegen von Verbänden findet sich abgemalt. Knochenheilungen haben die Ärzte am Nil offenbar recht gut verstanden: vortrefflich geheilte Knochenbrüche an Mumien zeugen dafür. Noch andere Spuren ärztlicher Tätigkeit haben sich an Mumien gefunden: so künstliche Zähne und sogar Zahnplomben. Man hatte besondere Zahnärzte, und es gab noch mehr Spezialisten, Augenärzte, Kopfärzte, Ohrenärzte, Bauchärzte usw. Die Behandlung war unentgeltlich. Die Ärzte waren Staatsbeamte und aus öffentlichen Mitteln befollet. Indes war es üblich, nach gelungenen Kuren dem Tempel, zu dem der Arzt gehörte, ein Geschenk zu machen. Die Ärzte mußten sich genau nach den Vorschriften der medizinischen Bücher richten. Zuwiderhandlungen waren mit der Todesstrafe bedroht. Wenn sie aber vorschriftsmäßig verfahren, so waren sie auch bei ungünstigem Ausgang von jeder Verantwortung frei. Andere gesetzliche Vorschriften gälten in Babylon für die Ärzte. Im Gesetzbuch Hammurabis (ca. 2250 v. Chr.) ist als Strafe für Ärzte, deren Patienten infolge einer Operation sterben oder auch nur ein Auge verlieren, Abhauen der Hände vorgesehen. Der Arzt war in Babylon nicht Staatsbeamter, sondern wurde vom Patienten bezahlt, aber nach einer Tage, die gesetzlich festgelegt war: für eine gelungene Operation bekam der Arzt 10 Sckel Silber, für Heilung eines Knochenbruchs 5. Die babylonischen Ärzte standen übrigens nicht in so hohem Ansehen, wie die ägyptischen. Die ägyptischen galten noch in der römischen Kaiserzeit für sehr tüchtig und metzeiferten sogar mit den griechischen Ärzten, die sich an Hippokrates und seiner Schule gebildet hatten.

rc.

Nachdruck des Inhalts verboten!